

Allgemeine Mode-Zeitung



Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

Wöchentlich
erscheint
eine Nummer.

65. Jahrgang.

Preis jährlich:
ohne Stahlstiche 6 Thlr.,
mit Stahlstichen 8 Thlr.

Im Fräuleinstift.

Novelle

von

Luise Ernesti.

(Fortsetzung.)

Hildegarde von Rawen, die Gründerin des Stiftes, hatte dem alten Kloster im Innern und Aeußern viel von seiner ursprünglichen Gestalt genommen, die hohen Mauern niederreißen lassen, die das Ganze umschlossen, im Hauptgebäude und dem Parterre des einen Seitenflügels aus den kleinen düstern Nonnenzellen und winkligen unheimlichen Räumen große freundliche Zimmer und mehrere prächtige Säle geschaffen; der andere Seitenflügel, der mit der Kirche in Verbindung gestanden, war gänzlich verschwunden, da laut Chronik dort nur die Gefängnißzellen gewesen und all die unglücklichen Nonnen eingemauert wurden, welche durch Verletzung ihrer Gelübde zu solch entsetzlichem Tode verurtheilt worden waren.

Daß jene schauerlichen Traditionen auf trauriger Wahrheit beruhten, bewiesen viele menschliche Gerippe, die man in Nischen angefettet in den Mauern fand. Alle diese unglücklichen Ueberreste eines finstern Fanatismus wurden auf Hildegardens Befehl in dem Gewölbe unter der Kirche feierlich beigesetzt, wo sonst nur die ehemaligen Priester des Klosters begraben worden.

In dieses weite, zum Theil leere Gewölbe verbannte Hildegarde auch alles Uebrige, das in der Kirche an ihre katholische Vorzeit mahnte: die Bet- und Chorstühle der Nonnen, Statuen und Bilder ihrer Schutzheiligen, Reliquien, ja sogar die Madonna selbst, deren Bild den Hochaltar geziert. Aus diesen Thaten der eifrigen Protestantin waren nun vermuthlich die Sagen entstanden, welche noch bis jetzt in Tannenbergern erzählt, von Vielen fest geglaubt werden und Manchen das freundliche Stift so unheimlich machen, die Sagen: „daß allnächtlich ein Zug von Nonnen durch den Garten hin in das Kirchengewölbe schreite, wo die Priester Messe läsen und wenn diese Schaar der Unschuldigen dort bete, die Geister der Schuldigen aus ihren Gräbern stiegen und ruhelos bis zum Tageslicht an der Stätte umherirrten, wo sie einst den Lohn für ihre Vergehungen empfangen.“

Hildegarde von Rawen ließ sich durch solche Sagen ebenso wenig einschüchtern, wie die nach ihr lebenden Aebtissinnen, welche alle nach Kräften das Ihrige thaten, dem Stifte ein immer lichteres und freundlicheres Aussehen zu geben; auch die verschiedenen Fürstinnen des Landes nahmen Tannenbergern in ihren ganz besondern Schutz, thaten viel zu seiner Verbesserung und sah man es nur oberflächlich, mahnte nichts Anderes an seine dunkle Vorzeit wie das düstre Grau der alten Mauern.

Der wilde Gebirgsbach, der das Thal durchfließt, durch langen Regen mächtig angeschwollen, rauschte mit brausendem Getöse über die Grenze seines steinigen

Bettes fort, als ich Tannenberg zum ersten Male sah; die letzten Strahlen der scheidenden Sonne drangen grade aus der mit Nebel und Duft erfüllten Ebene, zitterten in glänzenden Lichtern auf den dahin strömenden Wellen des Wassers, umleuchteten hell den hohen dunkeln Giebel des Stiftes und den schlanken Thurm seiner Kirche, warfen flüchtig ihr schimmerndes Gold in die Hütten der Armuth und sandten ihren Scheidegruß hinauf zur Kuppe des Berges, wo über dem Dunkel der verfallenen Mauern in phantastischen Gebilden die Nebelschleier eines feuchten Abends hingen. Eine breite, auf schön geschwungenem Bogen ruhende Brücke von Stein führt über den Bach hin zum Garten des Stiftes, den jetzt nur niedere Hecken von wilden Rosen und duftendem Jasmin umgeben. Auf mächtigen Steinpostamenten erheben sich am Anfang der Brücke der Schutzpatron des ehemaligen Klosters und eine in lange Nonnenschleier gehüllte Gestalt mit mächtigem Schlüssel. Diese Statuen sind grau und bemoost, alt und verwittert, wie die ganze Brücke, an der man augenscheinlich nie etwas gethan, um die Spuren der Jahrhunderte zu verwischen, die darüber hin fortgezogen. Am Ende der Brücke erhebt sich aber auf einem künstlich nachgebildeten Fels die Gestalt des Heilands und die auf marmorner Tafel dem Felsen eingefügte Inschrift lautet: „Kommt her zu mir, die Ihr mühselig und beladen seid!“

Das andere Postament trägt eine schlanke Frauengestalt mit edlem schönem Antlitz — die Gründerin des Stiftes, Hildegarde von Rawen. Von ihrem kühn und frei erhobenen Haupte wallt auch ein Schleier nieder, jedoch er verhüllt den Kopf und die Gestalt nicht so nonnenartig wie den der Statue auf dem andern Postamente, fällt nur bis auf den Gürtel herab, der das weite faltige Gewand umschließt und verdeckt nichts von den milden Zügen ihres edlen Gesichts. Auf ihrer Brust ruht das Zeichen ihrer Verbindung, der Orden des Stiftes, „ein von Immortellen umgebenes Kreuz;“ ihre gefalteten Hände tragen das Buch der Bücher, eine große Bibel, und auf dem marmornen Sockel zu ihren Füßen sind die Worte eingravirt: „Lobe den Herrn, meine Seele, und vergiß nicht, was er dir Gutes gethan!“

Längst war mein Wagen, den ich an der Brücke verlassen, schon im tiefen Dunkel der breiten Lindenallee verschwunden, die hin zum Stiftsgebäude führt, und noch immer stand ich wie fest gebannt und konnte mich nicht losreißen von diesem kleinen aber so köstlichen Rundgemälde des lieblichen Thales, das der letzte

Lichtglanz des Tages mit seinem goldenen Lichte umwob. Welch wunderbare Ruhe, welch tiefen Frieden athmete hier die Natur, athmete die ganze Umgebung! — einen Frieden, der an den mahnte, den diese Welt nicht giebt, und durch die lautlose Stille des Abends klang jetzt hell und rein das Glöckchen aus der Stiftskirche; es läutete den Feierabend ein und rief die Bewohnerinnen jenes stillen Asyls, die Leute aus dem Thale, von den Höhen zum Gebete. — Aus meiner stummen Betrachtung, meinem tiefen Sinnen weckte mich der Laut einer weichen Stimme, die leise: „Willkommen!“ rief; liebevoll umschlang mich ein Arm und sanfte dunkle Augen, in denen Thränen schimmerten, blickten mich an. Das war meine Tante, doch daß sie so war wie sie vor mir stand, überraschte mich dergestalt, daß ich, keines Wortes fähig, sie wie eine Vision betrachtete, die zerfließen mußte, um mir ein Bild der Wirklichkeit zu zeigen. — Jene schöne Gestalt, jenes Antlitz war aber keine Vision; Alles blieb unverändert an diesen Umrissen, diesem harmonischen Ganzen, nur das Auge nahm einen verwunderten Ausdruck an, als die melodische Stimme staunend fragte: „Warum starrst Du mich so an, Kind?“

Ich gehörte nie zu den Menschen, die die Sprache erhalten, um ihre Gedanken zu verschweigen und darum entgegnete ich offen: „Mein Gott, ich glaubte in meiner Tante eine alte Dame zu finden und sehe jetzt mit nur sehr geringem Unterschiede das Original des schönen Bildes, vor dem ich im Elternhause so oft mit Bewunderung gestanden.“

Ein leichtes Roth färbte ihr zartes, blaßes Gesicht und ein Lächeln, das die Mitte zwischen Berlegenheit und Ueberlegenheit hielt, umspielte ihren Mund und enthüllte mir Reihen Zähne, die man wirklich Perlen nennen konnte. Dieser Anblick verwirrte mich vollends; ich war zwanzig Jahre jünger als sie und konnte nicht mit solchen Prachtzähnen dienen, — Zähnen, wie ich sie selten im Leben so schön gesehen.

„Du bist sonderbar!“ sprach sie plötzlich ernst und sah mich mit ihren großen braunen Augen noch ernster an. — Ich fühlte, daß sie völlig Recht hatte, warf mich an ihre Brust, sagte aber was ich nicht im Stände war zu unterdrücken: „Tante, wie konnte ich ahnen, daß Du noch so schön bist, fast noch ganz eben so wie Dein Bild ansiehst!“

„Liebe Nichte,“ entgegnete sie kopfschüttelnd, „als ich gemalt wurde, war es kurz vor meinem Scheiden aus dem Elternhause und ich zählte damals einundzwanzig Jahre. Seitdem bin ich bald zwanzig Jahre hier in Tannenberg Aebtissin!“ —

„Ja, das ist ja eben meine Ueberraschung!“ rief ich eifrig und setzte die wenig schmeichelhaften Worte hinzu: „Das ist's ja, was mich so staunen macht, daß Du so alt bist und doch so jung aussiehst.“

Sie lachte, schalt aber dann, daß ich gar so viel Werth auf ein wenig Aeußeres lege, so viel, daß ich darüber ganz vergessen, den Anforderungen ihres Innern zu genügen und ihr ein herzliches Wort der Freude auszusprechen, sie endlich zu sehen.

Als sie so redete, ahnte sie nicht, wie kaum vier Wochen später die Anerkennung ihrer scheinbar unvergänglichen Reize ihr solche Freude machen, solches Glück gewähren würden, wie sie ihr in Wahrheit bereiteten — ihr, — die doch jetzt darüber so weit, so himmelweit hinaus zu sein glaubte! Da waren's aber freilich nicht die Lippen einer Nichte, die solche Worte sprachen, sondern ein Mund, der einst das Orakel ihres Lebens gewesen. —

Doch — ich will mit solchen Andeutungen nicht dem Gange meiner Erzählung vorgreifen, mag sie Schritt vor Schritt die Bahn ihrer Ereignisse durchwandeln, wie meine Tante und ich damals Schritt vor Schritt uns dem Asyle näherten, in dem sie Frieden nach den heftigen Stürmen ihrer Jugend gefunden.

Während wir langsam durch die Allee dem Stift entgegen gingen, trug sich's mit uns nicht ein Haar breit anders und besser zu, wie es stets bei solchen Gelegenheiten zu gehen pflegt. Sie fragte nach Dingen, die sie längst wußte, ich zeigte ihr Aussichten, welche sie seit länger als 20 Jahren kannte und doch waren wir so froh, so glücklich in dieser ersten Stunde des Beisammenseins, — vielleicht deshalb so glücklich, weil diese erste Stunde uns im Geist viele kommende frohe offenbarte! — Indem wir langsam voran gingen, eilten Landleute und Kinder hastigen Schritts an uns vorüber; Alle grüßten meine Tante in einer Weise, die dem Herzen wohlthuend und sie erwiderte diese Grüße mit einer so lieblichen Würde, einer so gewinnenden Anmuth, daß ich sie mit immer entzückteren Blicken anschaute. Vergeblich besann ich mich, ob ich je im Leben eine anziehendere Erscheinung erblickt, ein harmonischeres Ganze gesehen. Das zarte feine Gesicht paßte so vollkommen zu der schlanken biegsamen Gestalt und dieser Figur, wie man sie nicht reizender einer Hebe wünschen konnte, stand das Costüm der Tannenberger Aebtissin vortrefflich, ein Costüm, das stets zu tragen sie laut Statut verpflichtet war. Es war unendlich einfach, aber außerordentlich hübsch, und bestand in langem weitem Kleide von schwarzem Atlas,

dessen Falten an der Taille durch breiten Gurt von glänzendem Leder zusammengehalten wurde. Den Hals umschloß eine Fraise von weißen feinen Spitzen und gleiche Manschetten umgaben die Handgelenke. Den Kopf bedeckte ein goldgesticktes Sammetkappchen von schwarzer Farbe und altdeutschem Schnitt, von dem ein schwarzer Kreppschleier in weichen Falten über Nacken und Schultern herabfiel. Den Hals umschloß eine feine goldene Kette von venetianischer Arbeit, an der das Ordenskreuz der Tannenberger Stiftsdamen hing. Kreuz und Schleier standen vorzugsweise meiner Tante gut. Letzterer hob das fast durchsichtige Weiß ihres Teints, contrastirte durch sein glanzloses Gewebe so wirksam gegen das glänzende Lichtbraun ihres Haars und drapirte sich außerordentlich hübsch um ihren Kopf und schlanken Hals, der so zierlich auf den schöngeformten Schultern ruhte. Das Kreuz hingegen paßte so gut zu ihrem Antlitz, in dem Sanftmuth und Ergebung, Reinheit und Frömmigkeit den Hauptausdruck bildeten.

Als wir das Stift erreicht, drangen aus der geöffneten Kirchenthür die leisen Töne eines Chorales. Eine Weile lauschten wir dem Gesange, dann erkundigte ich mich, ob meine Tante hineingehen wolle.

„Ich kann nicht!“ antwortete sie bewegt. „Das Herz ist mir zu voll, um im geschlossenen Raume zu beten, ich muß im Freien bleiben!“

„Darfst Du denn Das?“ fragte ich überrascht. „Und warum nicht?“

„Ich dachte“ — begann mein Satz, doch sprach ich nicht aus, was ich dachte.

„Ach so!“ rief sie lächelnd. „Du denkst, ich muß in die Kirche und hältst unser liebes Stift für eine Zwangsanstalt.“

„Nun, das gerade nicht!“

„Aber ähnlich! O dann ist's doppelt gut, daß Du hier bist, Du wirst es kennen und lieben lernen.“

„Lieben? — Ach nein, Tante, ich werde nie ein Fräuleinstift lieben!“ erwiderte ich rasch.

Es war ein eigenthümlicher Blick, mit dem sie ihre milden Augen auf mich richtete, dann diesen Blick zu dem düstern Hause erhebend, sprach sie zuversichtlich: „Du wirst es lieben!“

Zweites Capitel.

Dasselbe Bild, welches mir der Kreis der im Stifte anwesenden Damen am ersten Abend bot, zeigte sich

mir mit nur geringen Abweichungen an jedem kommenden Tage der nächsten vier Wochen und ebenso blieb die Staffage dieselbe. Ein nicht sehr großer, aber hinlänglich geräumiger Saal in der obern Etage des Hauses war der Versammlungsort der Damen; dort vereinigten sie sich auch Abends nach dem Gebet, nahmen da ihren Thee gemeinschaftlich ein und verlebten den Rest des Tages, theils mit wirklicher Arbeit, theils mit Musik und Lectüre beschäftigt. In diesen Saal führte mich meine Tante bald nach meiner Ankunft im Stifte und war nicht wenig erfreut, daß sein alterthümliches Aeußere mir gleich auffiel. Es war das ehemalige Refectorium des Klosters — in seiner äußern Ausstattung nicht das Mindeste verändert.

An der einen der langen mit Eichenholz getäfelten Wände hingen in zierlich ausgeschnitzten Nischen die verschiedenen Aebtissinnen des Klosters in ihrer düstern Ornenstracht; an der andern Seite, ihnen gegenüber, eine büßende Magdalena, umgeben von einer Anzahl jüngerer Nonnen und Novizen. Die Tradition bezeichnete letztere Portraits als die, welche sich gegen die Regel des Klosters vergangen und nach den Graden ihrer Schuld verschiedentlich bestraft worden.

Warum Hildegarde von Rawen, die doch den Kerker der Unglücklichen zerstört und alles Das verbannt, was im Hause und in seiner Umgebung an die dunkle Vorzeit Tannenbergens mahnen konnte, nicht auch diese Bilder dem Auge der Nachwelt entzogen, war nicht erklärt; doch weil sie dieselben an ihren alten Plätzen gelassen, war vermuthlich der Grund, daß die spätern Vorsteherinnen des Stiftes jene Bilder ebenfalls nicht entfernt und sie auch der jetzigen Aebtissin, die so Manches in und um Tannenbergen verändert, heilig und unantastbar gelieben.

Mit der Kunst hatte keins dieser Portraits etwas zu thun. Sie waren alle mehr oder minder roh gearbeitet, aber ungeachtet dieses geringen Werthes interessant. Viele der bleichen Gesichter besaßen einen sprechenden Ausdruck, daß man, indem man sie betrachtete, die längst verstummten Lippen reden zu hören glaubte und Thränen den klaren oder trüben Augen entrinnen zu sehen meinte, die doch schon so lange aufgehört das Weh und den Schmerz ihres Lebens zu beweinen. Namentlich war eins dieser Nonnenbilder, das der Schwester Bonifacia, unendlich anziehend. Es hing sehr hoch, in äußerster Ecke des Saales, in tiefer der Wand eingefügter Nische; doch aus dem düstern Holzrahmen des Grundes schauten ein Paar dunkle Augen mit so glühendem Ausdruck hervor, daß sie wie flammende

Lichter aus dem Schatten ihrer Umgebung leuchteten.

Diesen alten Saal des Klosters hatte meine Tante nach Antritt ihrer Stellung als Aebtissin zum gemeinsamen Versammlungsort vorgeschlagen und trotz manchem eifrigen Widerspruche der älteren Stiftsdamen, die das ehemalige Refectorium fürchteten, ihren Willen durchgesetzt und den Raum in hübschster Weise als Thee-, Musik- und Conversationszimmer ausgestattet. Dieser alte, mit dunkeln Eichenholz ausgetäfelte Saal, mit seinen hohen gothischen Spitzbogenthüren, seinem schönen großen Erker hatte die herrlichste Lage. In weitem, fast mächtig zu nennendem Bogen schweifte sich jener Erker gen Süden hin aus; eine reizende Holzschnitzerei zierte den ganzen Rundbau und bot in ihrer feinen Ausarbeitung ein ebenso interessantes wie alterthümliches Kunstwerk, — dessen Besiz manchem Museum einer Residenz zur Zierde gereicht haben würde. Das Motiv dazu war der biblischen Geschichte entnommen, und außer den Reliefportraits, die diese Geschichte in einzelnen, sich dicht aneinander reichenden Bildern darstellten, trugen die an den Pfeilern zwischen den gothischen Fenstern vorspringenden Postamente die Gestalten der Evangelisten und Apostel.

Abends schlossen Vorhänge von dunkler Farbe den Erker vom Zimmer ab, denn die Feindinnen dieses Saales waren beharrliche Gegnerinnen des dunkeln Winkels geblieben, wie sie in stiller Verachtung den Zimmervorsprung nannten. Am Tage fand ich aber zwei dieser Antipoden des ehemaligen Refectoriums sehr oft in jenem Erker. Dort stand in seiner Mitte eine herrliche Blumenpyramide, die voll das helle Sonnenlicht überströmte und glänzend die Pracht ihrer Farben überleuchtete; die milde Sommerluft drang außerdem nirgends so reich in das von hohen, alten Bäumen umgebene Stift, wie durch die großen geöffneten Flügelthüren, welche nach dem Balkon des Erkers führten. Dieser Balkon war auch eine Anlage meiner Tante, hatte indessen ebenfalls das Unglück sich nicht eines allgemeinen Beifalls ihrer Damen zu erfreuen, denn die alten Fräuleins fanden den Platz dem Zuge zu sehr ausgefegt und mieden den schönen Ort ebenso ängstlich, wie die jüngere Generation im Stifte ihn liebte.

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

(Humbig mit Humor.) Gäh englischen Humbig lernen wir in dem selbstgefälligen Dialog eines Helden des neuesten soeben erschienenen Romanes von Wilkie Collins „Namenlos“ (Deutsch von G. W. Whistling, Leipzig, Englische Kunstanstalt) mit der Heroine desselben Buches kennen. Der höchst ergötzlich gezeichnete „Hauptmann“ Wragge, ein Schwindler von Profession, ist durch den Verkauf einer Wunderpille endlich auf einen grünen Zweig gekommen.

Er erzählt dies folgendermaßen:

„Liebes Kind, ich bin, seitdem wir uns einander zuletzt gesehen, damit beschäftigt gewesen, meine alten Berufsgewohnheiten allmählig zu ändern. Ich bin von der moralischen Bewirtschaftung (so nennt dieser hartgesottne Schwindler sein sauberes Handwerk von früher) zu der „medizinischen Beschäftigung“ und Ausbeutung übergegangen. Früher machte ich meine Rechnung auf das Mitgefühl des Publikums; jetzt mache ich sie auf den Magen des Publikums. Magen und Mitgefühl, Mitgefühl und Magen, fasse Beides fest ins Auge, wenn Du über die Büchse hinaus bist, und Du wirst zugeben müssen, daß sie, bei Lichte besehen, beinahe auf Eins hinauskommen. Wie dem auch sei, hier bin ich, so unglaublich es auch scheinen mag und siehe endlich als ein vermögender Mann da. Die Gründe meines Vermögens sind drei an der Zahl. Ihre Namen sind: Aloe, Scammonium (Windharz) und Gummi-Gutti. Mit einem Worte, ich habe mein schönes Auskommen von einer gewissen Pille her. Ich legte mir, wie Du Dich erinnerst, durch meine Geschäftsverbindung mit Dir ein hübsches Geld zurück. Ich legte noch Etwas hinzu in Folge des glücklichen Ablebens — *requiescat in pace!* — einer Verwandten von meiner Frau, von der, wie ich Dir erzählte, meine Frau einmal etwas zu erwarten hatte. Sehr gut. Was denkst Du nun wohl, daß ich anfang? Ich steckte mein ganzes Kapital mit einem kühnen Wurf in Anfündigungen und kaufte meine Spezereien und meine Pillenschachteln auf Berg. Der Erfolg liegt jetzt vor Deinen Augen. Hier siehe ich, eine große finanzielle Thatfache. Hier siehe ich in Kleidern, die wirklich bezahlt sind, mit einem Guthaben im Buche des Banquiers, mit einem Diener in Livree und meinem Sig vor der Thür, zahlungsfähig, glückmachend, beliebt — Alles Das danke ich einer gewissen Pille. (Als Magdalene, die schöne Adressatin dieser Ansprache, bei diesen Worten lächelte, setzte der „Hauptmann“ mit komischer Ernsthaftigkeit noch folgende Detailschilderung seines Verfahrens hinzu) „Es gibt gar Nichts zu lachen fürs Publikum, mein Kind,“ sagte der Hauptmann. „Man kann meiner und meiner Pille nimmermehr entrathen, man muß uns Beide nehmen. — Es giebt keine einzige Form von Bekanntmachungen in der ganzen Mannigfaltigkeit von Anfündigungen, die ein Mensch erlassen kann, welche ich in diesem Augenblicke nicht in Bewegung setze, um das schuglose Publikum heranzuziehen. Leih Dir den letzten neuen Roman, der erschienen ist und siehe: ich bin auch darin auf der innern Umschlagseite. Laß Dir das letzte neue Muststück holen, das im Stich her-

ausgekommen: in dem Augenblicke, wo Du die Blätter aufschlägst, springt mein Name Dir daraus lustig entgegen. Nimm einen Cab (Hiacre) und siehe: ich fliege Dir roth zum Fenster herein. (Eine Anspielung auf die bekannte Reclame, durch Packträger kleine Placate auszuthemen). Kaufe eine Büchse Zahnpulver im Kräutergewölbe: ich lache Dir auf der Verpackung blau entgegen. Zeige Dich im Theater: flugs werde ich gelb auf Dich hernieder flattern (oder rieselnd wie der Regen der Danae). — Die bloßen Titel meiner Anfündigungen sind ganz unwiderstehlich, wie Dir gleich Figura zeigen wird. Laß mich nur einige aus der Ausgabe von letzter Woche anführen. Zuerst der Titel mit Sprichwort:

Eine Pille zu rechter Zeit!

Schüzet oft vor Schmerz und Leid.

Darunter gemüthliche Titel: Entschuldigen Sie, wie stehts mit Ihrem Magen? — Oder der patriotische Titel: Welches sind die Merkmale des Engländers auf der Höhe des Jahrhunderts? — Sein Herd, seine Heimath und — seine Pille. — Oder in Form eines Kindergesprächs: Mamma, mir ist nicht wohl. — Was fehlt Dir, mein Püppchen? — Ich möchte eine kleine Pille. — Endlich noch ein Titel in Gestalt einer historischen Anekdote: Neue Entdeckung in den Quellen der englischen Geschichte. Als die Prinzen (d. h. die Söhne Eduards) im Tower erstickt worden waren, sammelte ihr treuer Diener alle von ihnen hinterlassenen Kleinodien und Gebrauchsgegenstände. Unter diesen rührenden Kleinigkeiten, die den armen Knaben einst theuer gewesen waren, fand er ein zinnernes Büchschchen. Dasselbe enthielt die Pille jener Culturperiode. Ist es nöthig, erst noch hinzuzufügen, wie weit jene Pille unter ihrer modernen Nachfolgerin stand, welche letztere so Prinz als Bauer, Einer so gut als der Andere, für sein Geld erhalten kann?.. Und so weiter, und so weiter.

Der Ort, wo meine Pille gefertigt wird, ist an sich eine Anfündigung. Ich habe einen der größten Läden in London inne. Hinter einem Ladentisch, welcher für das Publikum durch vollkommen durchsichtige Wände von Tafelglas von außen sichtbar ist, sind vierundzwanzig junge Leute, alle in schneeweißen Schürzen, beschäftigt die Pille zu drehen. Hinter einem andern Tische sind vierundzwanzig andere junge Leute, alle in weißen Cravatten, beschäftigt, die Schachteln anzufertigen. Im Hintergrunde des Ladens sind drei ältere Comtoiristen fortwährend thätig, die ausge dehnten Geldgeschäfte, die mit der Pille gemacht werden, in drei ungeheure Comtoirianten zu buchen. Ueber der Thür steht mein Name mit Contersei und Namenszug, Alles ins Ungeheure vergrößert und daran läuft das Motto des Geschäftes in stehenden Buchstaben: „Nieder mit den Doctoren!“ — Sogar meine Frau (eine etwas gedankenschwache Person von ganz außerordentlicher Körperlänge, deren Kopf gelitten hat, weil sie zu lange Kellnerin in einer der größten Garfküchen ihres Heimathsortes war) trägt ihr Scherstein zu diesem wunderbaren Unternehmen bei. Sie ist „die vielberufene Frau, welche ich aus unbefreiblichen Schmerzen und von jeder Beschwerde unter der Sonne geheilt habe.“ Ihr Bildniß ist auf allen Umschlägen

der Willenshachteln in Kupferstich zu schauen mit folgender Unterschrift: „Sche diese Dame die Pille nahm, hätte man die arme Kranke wie eine Feder wegblasen können. Sehe man sie dafür jetzt einmal an!“

(Das Bauerntheater in Tyrol.) Eine der interessantesten Lebenswürdigkeiten für jeden Fremden, der nach Tyrol kommt, ist das Bauerntheater beim „Röfl in der Au“; freilich ist es kein richtiges Bauerntheater mehr, denn die Schauspieler sind keine Bauern mehr, sondern Fabrikarbeiter, Handwerksgehilfen und Näherinnen oder andere Arbeiterinnen, doch hat es im Ganzen den alten Typus rein erhalten. Das Theater selbst ist ein freier, von Planken umzäunter Platz, der mit Leinwand überdacht ist, um das Publikum vor Sonnensich und leisem Regen zu schützen. Der bemalte Vorhang der Bühne läßt uns den Geist des ganzen Theaters schon ahnen; da sitzt auf einem alterthümlichen Sessel die schöne Philippine Welsch, zu ihrer Linken der durch ihre Miene berühmte Erzherzog Ferdinand. Ein Knabe spielt mit einem Jagdhund, der andere mit einem Falken; im Hintergrund lauscht am gothischen Portale, das in die Burg führt, sinnend ein Page, rechts zeigt die Perspektive die Gegend bei Innsbruck. In jedem Stücke ist die Romantik reichlich vertreten; immer und immer lehren sporenkirrende Ritter und schöne Frauen wieder. Die Geschichte der Genovefa oder Hildegardis können als Urtypus aller dieser Spiele angesehen werden. Eine minnigliche Rittersfrau wird von einem bösen Ritter mit glühender Leidenschaft geliebt, widersteht aber felsenfest allen Lockungen und Versuchungen. Der böse Liebhaber vertreibt den braven Ritter von Burg und Besitz, stellt ihm nach dem Leben, giebt ihn für todt aus und wirbt um die Hand der Angebeteten — doch Alles vergebens. Die Vorsehung zerreißt das Lügengespinnt, zermalmt den Frevler und führt die treuen Gatten zu neuem, ungetrübtem Glück zusammen. Den rothen Faden all dieser Ritterstücke bildet der oft genannte Satz: „Die Tugend siegt, das Laster wird gerochen.“ Die beliebtesten Stücke sind z. B. „Johanne von Montfaucon“, „die Grafen von Sonnenburg“, „Balbina“, „Graf Robert“, „Klaras Schicksal oder die Räuberhöhle von Dalmatien“.

Rollt der Vorhang empor, so tritt der Genius, ein Mädchen mit einem Lorbeerzweige auf und erklärt singend die dargestellten Tableaux, die den Inhalt des folgenden Actes vorläufig veranschaulichen. Hierauf beginnt das eigentliche Spiel und jeder Act hat sein Zwischenpiel, in welchem der Hanswurst als Thorwart oder Koch mit seiner Frau oder Geliebten auftritt und gewöhnlich ohne weiteren Zusammenhang mit dem Stücke über die unmittelbare Gegenwart mit ihren Freuden und Leiden, ihren Moden und Zuständen verhandelt. Hier macht sich der Volkswitz meist in derber Weise Luft und namentlich gern werden alte, heivathslüchtige Köchinnen, versoffene Wirthin und herumziehende Böhmen trefflich karikirt und dem allgemeinen Spotte preisgegeben.

Die meisten und besten dieser Stücke rühren von einer — Schustersfrau her, die, eine zweite Charlotte Birch-Pfeiffer, seit vierzig Jahren für die Volksbühne thätig war. Sie genießt

in ihren alten Tagen das Glück zu sehen, daß ihre Komödien, die schon vor 20 oder 30 Jahren gegeben wurden, heute noch ziehen und das Publikum fesseln. Eine Hauptforderung, die man an den Dichter stellt, ist, daß er in gereimten Versen schreibt, doch findet hier der Spruch: „Reim dich oder ich freiß dich“ die breiteste Anwendung. So spricht ein Ritter in den „Letzten Sonnenburgern“:

„Denn ritterlich hab ich das Schwert geführt in mancher Schlacht,

Und mir deshalb die Sporen gar oft verdient gemacht.“

Und Pepi spricht schüchtern knixend zum jungen Grafen:

„O ja, es seits der junge Herr vom Sonnenburgerschloß.
Zwar schimpfen überent die Leut und dös a bißl groß,
Sie sagen, es solts böss und fürchtbar sein im entern Jörn,
Aber i glab's döchterst nit, so wahr ich bin geboren,
Denn i hab's selbst gesehn, daß es die armen Leut beschenkt
Und neulich a alt's Weib übern schmolen Stieg hobt's gelenkt.“

(Etkhof und seine Schüler.) Das ist der Titel eines neuen biographischen Romans von Otto Müller, der seinen Vorgängern würdig zur Seite gestellt werden kann. Etkhof, der größte deutsche Mime des vorigen Jahrhunderts, gehörte so ausschließlich zu den Ehrenbürgern Gotha's, wo sein Alter eine geehrte Ruhestätte gefunden hatte, daß die Bürger der kleinen Residenz jede, auch nur vermeintliche Kränkung wie sich selbst angethan empfanden und sofort rügten. Der Verfasser obigen Romans giebt davon ein sehr charakteristisches Bild. Iffland, bekanntlich in Hannover geboren, hat endlich seine Eltern bewogen, ihm zu erlauben, dem überwiegenden Drange seines Herzens folgen zu dürfen, nämlich zum Theater überzugehen, sobald ihn Etkhof, der große Mime dafür geeignet halten sollte. So trifft er denn eines Abends bei dem Dorfe Sundhausen in der Nähe Gotha's ein und begegnet an der Brücke jenes Dörfchens dem Manne, den zu suchen er eben seine Fußwanderung von Hannover aus unternommen hat. Etkhof giebt sich nicht zu erkennen, obgleich er zeigt, wie viel Theil er an dem jungen Fremden nimmt. Er entfernt sich und Iffland wandert dem Wirthshause in Sundhausen zu, wo er in der Gaststube eine zahlreiche Gesellschaft von Biergästen findet, die alle dem Mittelstande Gotha's angehörend kein Ende im Lobe ihres gefeierten Mitbürgers, des Etkhofs, finden können, der eben von einer schweren Krankheit genesen ist. Sie nehmen auch den jungen Iffland wohlwollend in ihrem Kreise auf; als aber dieser, seiner nagenden Ungewißheit über Stand und Namen des seltsamen Mannes auf der Brücke ein Ende zu machen, seine natürliche und oft angewendete Kunst, die Persönlichkeit anderer Menschen getreulich nachzuahmen, hervorholte und Etkhof, täuschend ähnlich in Gestalt und Haltung und Sprache, vor seinen Freunden und Verehrern darstellte, geriethen diese in einen so gerechten Zorn, daß sie in corpore von ihren Sitzen aufsprangen, ihre Mützen und Hüte ergriffen und mit Verwünschungen gegen den jungen Fremden das Haus eilig verließen.

—r.

(Etkhofs häusliches Leben.) Am andern Morgen machte sich Iffland auf den Weg nach Gotha, um zunächst die Wohnung Etkhofs selbst aufzufinden und dachte es sich sehr ange-

nehmen, wenn er das Haus, in dem der deutsche Koscius wohne, aus natürlichem Instinkt errathen würde. Doch der Versuch erwies sich als sehr schwierig in der Ausführung, denn nachdem er Gotha in allen Richtungen durchstreift, mancherlei Merkwürdigkeiten des kleinen Orts bemerkt und darüber seine gelegentlichen Stoffen gemacht, betrat er endlich die Heinoldsgasse, in welcher Elhof wohnen sollte, wie man ihm gesagt hatte und sah zu seiner Verwunderung, daß sie aus armseligen ein- und zweistöckigen Hütten bestand, in denen doch schwerlich ein so hoher Geist, wie der des Vaters der deutschen Schaubühne wohnen konnte. Und doch sollte sich die Befürchtung bestätigen, denn kaum hatte der junge Mann einige Schritte in der Heinoldsgasse weiter gethan, so begegnete ihm derselbe Mann, den er gestern an der Sundhäuser Brücke kennen gelernt und in den „drei Kronen“ von Sundhausen mit seinen Eigenthümlichkeiten reproducirt und dadurch die übrigen Bierbrüder in die Flucht geschlagen.

Der „Herr Konrad“ — so hatte sich Elhof einstweilen selbst genannt — war sehr erfreut, den jungen Mann vom gestrigen Abend wieder zu sehen und lud ihn freundlich ein, ihm in seine Wohnung zu folgen. Mit diesen Worten reichte Herr Konrad seinem jungen Freunde die Hand, ließ von den zufällig durch die Straße ziehenden die Currende singenden Schulknaben ein Brett über eine ziemlich große Pflüge zweifelhaften Ursprungs, die sich vor der Hausthür gesammelt hatte, legen, geleitete Pfand hinüber und drängte ihn sanft in die geöffnete Thür. Sie betraten ein schmales Höfchen, dessen Raum ein offener Holzschuppen, ein Stoß Reißigbündel und eine aus mehreren rohen Feldsteinen bestehende Handstreppe noch mehr beschränkten. Beim Oeffnen der Hausthür entstand im Innern des Hauses ein sonderbarer unmelodischer Lärm, in dem man kaum das Bellen von Hunden erkennen konnte, obwohl es in der That von zwei alten lehmgelben Möysen herrührte, die mit heiserem Geheul ihrem Herrn entgegengewackelt kamen, keuchend im Fette ihres faulen mürrißchen Daseins. Beim Anblick des Fremden schlugen sie ein widerliches Gebell an und fuhren ihm zornig nach den Beinen, bis der alte Herr sich zu ihnen niederbückte und lieblosend unter jeden Arm eines der boshaften Geschöpfe nahm; dann nöthigte er seinen Gast mit stummen Winken eine schmale ganz ausgetretene Treppe hinauf, deren Geländer ein dickes hänsenes Seil vertrat. Oben angekommen, übergab er zuerst die Möpse einer alten buckligen Weibsperson, die aus der rau- schigen Küche trat, wo unter einem schwarzen Topfe ein Reißigfeuer prasselte. Hierauf öffnete er die Thür gegenüber und schob den Fremden mit artigen Complimenten in ein Zimmerchen von so beschränkter Räumlichkeit, daß man sich kaum darin bewegen konnte, denn es war mit Mobilien und andern Gegenständen derart übersetzt, daß es viel eher den Eindruck eines vollgepackten Koffers, als einer zum Wohnen eingerichteten Stube machte, und ein Reisenschlag Einem leicht geräumiger vorkommen mochte als das Empfangszimmer des Herrn Konrad. — r.

(Seltene's Zartgefühl.) Unsere Leser werden wissen oder vielleicht auch nicht wissen, daß der jüngste der jetzigen Fürsten

und Grafen Demidoff, welcher größtentheils in Paris lebt, sich im Besitz des berühmten Diamanten Karls des Kühnen, genannt „Sancy“, befindet. Dieser historische Diamant ist Gegenstand einer Anekdote, in welcher auch der bekannte französische Kritiker Jules Janin eine Rolle spielt.

Der Graf Paul Demidoff, Vater des gegenwärtigen jungen Bojaren, gestorben zu Mainz 1840, vermählt mit Aurora von Stjernval, befand sich zu gleicher Zeit mit Jules Janin in Lyon. Da Letzterer mit dem Fürsten Anatole Demidoff befreundet ist, verkehrte er natürlich auch mit dessen Bruder und bot sich ihm als Cicerone an. So kam man auch in das Museum. Im Hauptsaale bemerkte die Gesellschaft, daß die Menge sich in einer Weise um sie drängte, welche sehr unbequem zu werden begann. War es die Schönheit der jungen Gräfin, welche diesen förmlichen Aufruhr verursachte? Sie war zwar sehr hübsch, doch nicht in dem Grade, um ein solches Aussehen erregen zu können. Die Sache mußte also einen andern Grund haben, und man kam bald dahinter.

Graf Paul Demidoff, der den „Sancy“ von einem spanischen Juden gekauft, hatte ihn seiner Frau geschenkt und diese, eine große Freundin der Diamanten, trug denselben so oft sie konnte. An jenem Tage nun glänzte er als Broche auf ihrer Brust, wo er einen kostbaren ostindischen Shawl festhielt. Dies war der Gegenstand der allgemeinen Aufregung, die geblendete Menge bewunderte mehr den funkelnden Edelstein als dessen schöne Trägerin.

Sobald man die Ursache der allgemeinen Sensation erkannt hatte, nahm die Gräfin rasch die Broche ab und bat den berühmten Kritiker, welcher gerade an ihrer Seite ging, sie einstweilen an sich zu nehmen. Janin verwahrte den „Sancy“ in der Westentasche und man fuhr fort, die Schätze des Museums zu betrachten. Als die Gesellschaft sich später trennte, dachte Niemand an den Diamanten.

Nach Verlauf von zwei Tagen lud der Graf den Kritiker zum Diner ein. Dieser kam, man speiste, aber vom „Sancy“ wurde kein Wort erwähnt. Beim Dessert endlich kam das Gespräch, ohne Zweifel ganz zufällig, auf Edelsteine.

„Apropos“, sagte der Graf in fast gleichgiltigem Tone, „haben Sie auch den Diamanten meiner Frau angesehen? — Wie gefällt er Ihnen?“

Der Kritiker wechselte die Farbe und geberdete sich als wollte er in Ohnmacht fallen. Kaum hat er sich von dem Schreck dieser späten Erinnerung ein wenig erholt, so springt er auf, eilt in sein Hotel, steigt die Treppe hinauf und fällt, in seinem Zimmer angekommen, mit dem Ausrufe: „Meine Weste! meine Weste!“ athemlos in einen Lehnstuhl. — „Welche Weste befehlen Sie?“ entgegnet der ganz erstaunte Bediente. — „Die weiße Piquéweste, die ich am Sonnabend getragen.“ — „Die habe ich der Wäscherin des Hôtels mitgegeben.“ — „Um Gotteswillen! weißt Du das gewiß?“ — „Ganz bestimmt.“

Von einem schwachen Hoffnungsstrahle durchzuckt, eilt Janin in ein an sein Schlafzimmer stoßendes dunkles Cabinet, in welches er die schmutzige Wäsche zu werfen pflegte, und siehe da

der erste Gegenstand, der ihm entgegenblitz, ist der „Sancy“, der wie durch ein Wunder beim Hinwerfen der Weste aus der Tasche gefallen war. Ohne diesen glücklichen Zufall lag der kostbare Stein vielleicht längst auf dem Grunde der Saone.

„Das war ein Schreck!“ rief Janin eine Viertelstunde später, als er wieder in den Speisesaal des Grafen trat und der Gräfin triumphirend den „Sancy“ überreichte. „Warum haben Sie ihn aber auch nicht früher zurückverlangt?“

„Wir dachten uns schon,“ erwiderte der Graf, „daß Sie die Geschichte vergessen haben würden, oder daß am Ende gar dem Steine ein Unglück passirt sei, und wir wollten Sie deshalb nicht in Verlegenheit bringen, sondern nahmen uns vor, die Sache bei Gelegenheit einmal zur Sprache zu bringen.“

Und der „Sancy“ repräsentirt eine halbe Million Thaler!

Ein so zartfühlender Takt ist seltener als alle Diamanten der Welt. Heutzutage glänzt der kostbare Stein, den Karl der Kühne auf dem Schlachtfelde, und Jules Janin in einem Cabinet für schmutzige Wäsche verlor, im Winter bei Maskenbällen an dem Barrett oder auf der Brust des Erben des Grafen Paul.

(Eine Gerichtsverhandlung in New-York.) Der Angeklagte heißt Patrik Mac Kean und es ist daher nicht nöthig, erst noch hinzuzufügen, daß er, um sich poetisch auszudrücken, ein Sohn der grünen Insel Erin, oder ganz gewöhnlich gesagt, ein Irländer sei. Er dient dormalen als Sergeant in der nord-amerikanischen Armee, ist ein hübscher, muthiger Junge mit krausem dunklem Haar und ersieht nirgends größere Siege als gegen das schöne Geschlecht, weshalb der galante Sergeant denn auch, obgleich ein eifriger Katholik, sehr ausgesprochene mormonische Gesinnungen befolgt. Er ist nicht bei der simplen Bigamie stehen geblieben, sondern hat drei legitime Frauen und stand sogar eben auf dem Punkt, die Blätter dieses lieblichen Kleeblatts noch um ein viertes zu vermehren, als eine seiner früheren Frauen die Heirathsmantie ihres Ungetreuen benutzte. Patrik erscheint daher in seiner schmutzigen Uniform vor dem Richter und begrüßt bei seinem Eintritt die jungen Irländerinnen, die als Anklägerinnen gegen ihn auftreten, mit einem süßen, selbstgefälligen Lächeln.

Der Richter beginnt: Mac Kean, Sie sind Unteroffizier der sibirischen Armee; in dieser Eigenschaft sollten Sie in der Achtung vor dem Gesetz als Muster dienen! Wie kommt es nun, daß Sie mit Verachtung der Religion, der Moral und der Gesetze drei Frauen zugleich geheirathet haben und, damit noch nicht genug, sogar noch eine vierte junge Dame unglücklich zu machen suchten?

Der Angeklagte entgegnet mit süßlich-lächelnder Miene: Ja mein Herr, das weiß ich selbst nicht; ich kann Ihnen nur sagen, daß ich ein merkwürdiges Glück bei den Weibern habe! Da ich dabei sehr delikat bin, so will ich gegen jede rechtschaffen handeln; ich schone also ihre Ehre und gebe ihnen meinen Namen, leider das Einzige, was ich besitze. Gern würde ich mich groß-

müthiger gegen sie zeigen, übrigens behandle ich sie sehr gut und keine wird sich über mich beklagen.

Der Richter: Lassen Sie diese schlechten Sprüche und antworten Sie etwas ernsthafter! Was haben Sie zu Ihrer Vertheidigung anzuführen?

Mac Kean: Ich wiederhole mit aller Aufrichtigkeit, daß ich sie heirathete, weil ich sie nicht verführen wollte. Ich weiß wohl, daß ich dabei nicht so ganz im Recht war, aber wie soll man diesen allerliebsten Geschöpfen widerstehen, und fragen doch Euer Ehren meine Anklägerinnen, ob sie nicht sämmtlich mit aller Gewalt geheirathet sein wollten? (Hierbei lächelte der Angeklagte mit vieler Selbstzufriedenheit.)

Die drei Patty's und Katty's warfen einen zärtlichen Blick auf den Sergeanten und bestätigten alle zugleich seine Aussage.

Nachdem der Richter dem Angeklagten ohne sonderlichen Erfolg das Unmoralische und Verbrecherische seines Lebenswandels auseinandergesetzt, verhört er die drei jungen Frauen. Sie bemühen sich sämmtlich, die Schuld Mac Kean's nach Möglichkeit zu bemänteln. Eine derselben beschließt ihre Aussage mit den Worten:

„Seien Eure Ehren nicht zu streng gegen ihn; er ist wohl flatterhaft, aber doch ein herzenguter Junge. Er trinkt nicht, er spielt nicht und hat mich in den sechs Wochen unserer glücklichen Ehe nicht ein einzigesmal geschlagen. Warum hat man ihn doch angezeigt? Lieber hätten wir uns in ihn getheilt! Mac Kean, ich verzeihe Dir und werde Dich immer lieben!“

Die beiden Nebenbuhlerinnen schließen sich dieser Erklärung an; diejenige, von der die Anklage ausgegangen, rauft sich vor Reue und Verzweiflung das Haar.

Der Richter, nach einigem Besinnen: Mac Kean, Ihr Betragen ist sehr strafbar, allein Sie sind noch sehr jung und haben vielleicht nur aus Unbedachtsamkeit so gehandelt. Ich hoffe, Sie werden sich mit der Zeit bessern; hübsche Jungen wie Sie müssen gegen die Gefahren des schönen Geschlechts doppelt auf der Hut sein. Ich verurtheile Sie daher nur zu sechs Monaten Gefängniß.

Trotz der Gelindigkeit dieser Strafe bricht das beleidigte Trio in ein krampfhaftes Schluchzen aus, sie alle wollen seine Gefangenschaft theilen, allein der Richter bemerkt, daß dies nur der ersten, allein rechtmäßigen Frau zustehe, wovon Mac Kean, der sich übrigens die Herzen des gesammten Publikums durch seine alberne Raivität gewonnen hat, sehr wenig erbaut scheint. —

F.

Druckfehler.

In Nr. 6 der Rodenzeitung sind, auch im Hauptblatt, trotz der sorgfältigsten Revision von Seiten des Redacteurs, durch Schuld der Setzer, so außerordentlich viele Druckfehler stehen geblieben, daß wir die geehrten Leser um Entschuldigung bitten und wenigstens die allerschlimmsten, welche den Sinn stören, anführen müssen. So steht S. 47. 1. Sp. 10. 3. Lengsfeld statt Lengfeld; 3. 34 erfreuliches statt vertrauliches. S. 47. 2. Sp. 3. 3. wird statt wäre. S. 48. 1. Sp. 12. 3. des Lebens statt der Liebe. Die übrigen Fehler bitten wir selbst zu verbessern. Die Redaction.